



Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 10.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1927.

Dat Holt.

Dat Holt dat steit so grot un still,
As wenn de Ger wat seggen will.
As wenn de Ger ut ehre Deep
En stummes Woord na haben reep.
En Word so still, en Word so swör,
Dat noch keen Minschenmund dat hör.
En deepes Woord, so lewenvull,
Dat Rot un Dod verdarwen schull.
Nu steit dat Holt voröwerbögt
Un lurt un lurt un ögt un ögt
Un steit un steit mit still Gesicht
Un seggt dat nich. Un seggt dat nich.

Hermann Claudius.

Vom sagenhaften Schloß Mellum.

Von D. Stellen.

Gelegentlich der Hundertjahrfeier Bremerhavens wurde dem Hafenbauinspektor van Ronzelen noch wieder das Verdienst zugeschrieben, daß er der Wiederentdeckung des alten Schlosses Mellum sei. Davan ist soviel richtig, daß gerade van Ronzelen es gewesen ist, der sehr viel dazu beitrug, die Annahme eines Schlosses auf dem alten Mellum zu nähren und zu stützen. In seiner Beschreibung von dem Leuchtturm auf dem Hohen Wege erzählt er nämlich ausführlich, daß er alte Grundmauern gefunden habe, und sucht nun darzutun, daß diese nur vom Schloß oder der Burg Mellum stammen können.

Während des Leuchtturmbaues, der unter van Ronzelens Leitung und nach seinen Plänen erfolgte, fielen ihm bei einer armen Tagelöhnerfamilie in der Gegend von Fedderwarden Bruchstücke eines alten Buches in die Hände. Der Zufall wollte es, daß auf diesen losen Blättern vom Schloße Mellum erzählt wurde. Archivar Dr. Leberhus in Oldenburg, an den diese Blätter gelangten, stellte fest, daß sie aus einem theologisch-historischen Werke des Pastors Jansen zu Ryende im Zevenlande stammten. Dies Buch war 1722 in Bremen gedruckt worden. Leberhus wies zugleich darauf hin, daß Jansen aus der Chronik von Samelmann geschöpft habe, daß aber für die Burg Mellum, die von einer Flut des Jahres 1066 hinweggeführt sein sollte, nirgends eine echte Quelle zu finden sei. Leider beachtete van Ronzelen diesen überaus wichtigen Hinweis des tüchtigen und vor allen Dingen kritisch eingestellten Oldenburger Gelehrten nicht, sondern als er bald darauf in der Gegend der ehemaligen Bremer Baste auf dem Meeresgrunde Steine fand, da stand es für ihn unumstößlich fest, daß er das alte Schloß Mellum gefunden habe. Des weiteren berichtet er dann noch, daß er Tuffstein fand und die Grundmauern nach seinen Messungen 23 Fuß hoch waren; sie bildeten einen Kreis von 120 Fuß Durchmesser.

Diese Darstellung van Ronzelens fand ihren Weg ins Volt und wurde u. a. auch von August Freudenthal durch seinen Sammelband „Aus Niedersachsen“ (Bremen 1893) verbreitet. Bei dem Ansehen, das van Ronzelen wegen seiner epochenmachenden Hafenbauten überall genoß, wagte niemand, seine Angaben über Mellum in Zweifel zu ziehen. Die neuere Forschung lieferte jedoch soviel erdrückendes Material gegen ein Schloß Mellum, daß es an der Zeit sein dürfte, nunmehr einen Schluß zu ziehen. Am gründlichsten hat wohl Marineoberbaurat Dr. Krüger in Wilhelmshaven den Glauben an ein Schloß Mellum zerstört. (Das Jadegebiet, Wilhelmshaven 1924.)

Hinsichtlich der Jansenschen Chronik stellte schon Dr. Leberhus fest,

daß sie sich einzig auf Samelmann stützt. Samelmanns Werk aber erschien 1599, als der Verfasser bereits gestorben war, und — das ist für uns überaus bedeutsam — mit „einigen Verbesserungen“, zu denen Samelmann, der überaus gewissenhaft arbeitete, seine Zustimmung niemals hätte geben können noch wollen. Eine solche „Verbesserung“ bezieht sich nun auch auf Mellum. Es wird nämlich im Anschluß an die Sage versucht, ihr einen festen Hintergrund zu geben. So wird bemerkt, daß auf Mellum eine Baste gesetzt sei und der Butsfadinger ein Sprichwort lenne: Ich wollte, du sähest auf dem Mellumsteert! Was soviel heißen soll: da würdest du schon umkommen! Die Burg selbst sei zu Zeiten des Grafen Sinto untergegangen, also um 1066. Doch gäbe es noch einige alte Leute, die bekundeten, daß sie Dörfer gesehen hätten, wo eine Kirche stand. Allein die Tatsache, daß auf Mellum eine Burg stand, bewiesen werden, weshalb Samelmanns Geschichte nach seinem Tode „verbessert“ wurde. Deutlicher als durch diesen Satz kann nicht bewiesen werden, weshalb Samelmanns Geschichte nach seinem Tode „verbessert“ wurde. Zu der Zeit nämlich, als die Chronik gedruckt wurde, trachteten die Oldenburger bereits seit vierzig Jahren danach, einen Wezerzoll zu erhalten. Um ihr Begehren den Einsprüchen Bremens gegenüber durch die Geschichte stützen und nachdrücklich begründen zu können, scheuten sie vor einer Geschichtsfälschung nicht zurück. Anders kann man diese Einschmuggelung füglich nicht bezeichnen.

Nun gibt es zwar im Oldenburger Archiv noch eine handschriftlich gefertigte Karte etwa aus dem Jahre 1650 mit einer „arc Mellum“, ziemlich an der Stelle des heutigen Eilandes, und einer lateinischen Bemerkung, die überseht ungefähr folgendes besagt: „Hier stand einstmal eine von den Oldenburger Grafen errichtete Burg, um die Weser und Jade verteidigen zu können; sie wurde nachher vom Meere verschlungen.“ Daß Mellum als Befestigung völlig sinnlos gewesen wäre, spricht Dr. Krüger a. a. D. mit so überzeugenden Gründen aus, daß ich es mir nicht versagen kann, seine diesbezüglichen Ausführungen hier zu wiederholen: „Man stelle sich nun einmal auf Mellum eine Burg um das Jahr 1000 vor, eine Burg mit einer starken Mannschaft, denn ohne eine solche konnte sie sich ja nicht einmal gegen ein Raubschiff wehren, auf Mellum, das bei allen Winden aus der nördlichen Hälfte rundum von Brandung umgeben ist. Wie sollten dahin Lebensmittel gebracht werden, wie sollten die Kriegsschiffe durch die Brandung zu Wasser kommen? Die Normannen, gegen die die Burg Mellum hätte schützen sollen, führen dem Oldenburger Grafen ja hohnlachend an der Nase vorbei. Weiter landeinwärts bei Fedderwarderfel wäre allerdings wohl ein Kriegshafen alten Formats denkbar gewesen; dort sind aber keine Fundamente einer alten Burg entdeckt worden. Mellum als Platz einer alten Burg dürfte ausgeschlossen sein.“ Der zwingenden Logik dieser Ausführungen wird sich kein vorurteilsfreier Leser entziehen können noch wollen.

Ebenso unglaublich erscheint auch die Flut des Jahres 1066, die die Burg hinweggeführt haben soll; für sie läßt sich nirgends ein Belag finden. Karl Wöbden, der in seinem wertvollen Buche „Deiche und Sturmfluten“ (Bremen 1924) mit herzerfrischender Gründlichkeit einmal die Sonde an die vielen langen Aufzählungen von Sturmfluten legt, stellt quellenmäßig fest, daß von keiner Flut vor dem Jahre 1219 der Bericht eines Augenzeugen vorliegt. Demnach ist es mit der Flut von 1066 auch nichts.

Sodann muß mit Dr. Krüger darauf hingewiesen werden, daß van Ronzelen ja gar nicht auf Mellum selbst die Funde machte, sondern auf dem Hohen Wege, und zwar in der Nähe der ehemaligen Baste. Daß er indessen die Reste dieser Baste fand, ist nach der Ansicht Rektor Schüttes in Oldenburg zum mindesten fraglich. Herr Schütze schreibt mir noch: „Dort ist tatsächlich in zehn Meter Tiefe ein altes festes Weiserufer mit Grundmoränen im Untergrunde, und da es jetzt an der Außenwiese der heftigen Strömung solange widerstanden hat, halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß dort auch noch im Mittelalter bewohntes Land auf höherer Stufe gelegen hat.“ Wohl beachtet, handelt es sich hier um den Hohen

Weg! In der Meßlungsgegend hat Dr. Krüger bei Bodenuntersuchungen auf dem Meeresgrunde keinerlei Spuren von Kulturland gefunden. Geestboden wurde an der höchsten Stelle erst bei neun Meter unter Niedrigwasser erreicht. Können nach diesen geologischen Befunden die Steinruinen von Ronzelens nicht von einer Burg oder einem Schlosse Mellum stammen, so sollten seine Beobachtungen nicht einfach beiseite geschoben werden; sie vermögen unseren Forschern vielmehr beachtliche Fingerzeige zu geben. Ob die Tuffsteine auf dem Meeresgrunde von dem Kastell des Drusus, ob sie von der Bremer Baste oder einem anderen Bauwerke stammen, das ist einstweilen und vielleicht noch auf lange Zeit hinaus eine offene Frage.

Dem Lebenswerke des verdienten Bremischen Hafenbau-meisters van Ronzelens aber kann nicht der geringste Abbruch getan werden, wenn wir seinen Irrtum hinsichtlich Mellums berichtigen und das Schloß oder die Burg dahin verweisen, wohin sie gehören, nämlich in das Reich der Fabel.

Kleeseide, ein Schmaroher.

In diesem Sommer zeigt die Seide auffällig viele helle Streifen, die schon beim ersten flüchtigen Blick verraten, daß sie nicht von der Seide selbst herrühren. Dazu ist die Farbe zu faßl. Bei näherem Zusehen entdeckt man, daß das Seidenkraut hier von einer anderen Pflanze umspinnen ist, die mit vielen langen Fäden gleich schlanken Armen den braunen Stengel umschlingt und nun selbst viele Blüten treibt.

An diesen Stellen treibt ein Schmaroher, und zwar einer der vorzüglichst ausgestatteten, den unsere heimische Flora überhaupt kennt, sein Unwesen. Wie gefährdet er beim Volke ist, läßt sich schon aus seinen volkstümlichen Namen herauslesen. Gewöhnlich heißt dieser Ausbeuter nämlich Filzkrant oder Teufelszwirn, und wenn der Botaniker ihn *Cuscuta* nennt, so heißt das auf gut Deutsch soviel wie Zusammenflicker. So bald er nämlich eine Pflanze zu Tode gewirgt hat, wandert er zur Nachbarnpflanze.

Als Schmaroher braucht die Seide keine Erdwurzeln. Wenn in der warmen Frühlingssonne sich die Samenkörner in einer langen Schlange aufrollen, senkt sich zwar das eine Ende ein wenig in die Erde. Aber eine Wurzel im gewöhnlichen Sinne ist es nicht, denn sie entzieht dem Boden keinerlei Nährstoffe. Es soll dem anderen freien Ende einen gewissen Halt geben, damit dieses um so sicherer umhertasten kann, eine wachsende Nährpflanze zu suchen. Sobald solche gefunden ist, fiedelt die Seide schnell zu ihr über. Ziel aber das Samentorn so unglücklich, daß von der Keimstelle aus keine Wirtspflanze zu ergattern war, so wandert der Keimling. Das Hastende stirbt nämlich ab und die frei werdenden Nährstoffe lassen die Pflanze nach dem anderen Ende ausschließen und ermöglichen ihr eine größere Reichweite. Ueberaus merkwürdig ist es, daß die Seide gleich bei der ersten Berührung fühlt, ob sie eine abgestorbene oder eine lebende Pflanze erreicht. Trifft sie einen toten Stumpf, so benutzt sie ihn nur als Stützpunkt, kramert sich mit einer Haftzelle daran fest und sucht weiter. Es müssen also wohl bestimmte chemische Stoffe vorhanden sein, die eben nur die lebende Pflanze birgt, wenn der *Cuscuta*-Schöß schon nach dem ersten Berühren Lust zu kräftigerem Vorgehen verspüren soll.

Sobald jedoch die Pflanze gefunden ist, die ausgebeutet werden kann, beginnt die Seide sich in Hülfswindungen um sie herumzuschlingen, etwa wie eine Wöhrin um die Stange rankt, nur viel schneller und dichter. Nach entwickelt nun die Seide, die die Wirtspflanze berührt, warzenartige Wucherungen mit der merkwürdigen Fähigkeit, des Wirtes Zellgewebe zu durchbohren und sich darin auszubreiten. Es dauert auch nicht lange, so bilden sich Haustorien, Saugorgane, eigenartige Wurzeln. In dem Augenblicke, da dies geschehen ist, kann die Seide ihr sorgloses Leben beginnen, denn nun raubt sie ihrer Wirtspflanze nicht nur die Nährstoffe, sondern trinkt sich auch satt an ihrem Saft. Demohr die befallene Pflanze um ihr Leben ringt und sich abmüht, immer neue Nachsorge heranzuschaffen, desto wohler fühlt sich der Ausfanger. Nach allen Seiten streckt er lange Fäden aus und sucht neue Nährgründe, als obne er, daß eines Tages das Leben der Befallenen erlöschen muß. Aber die Seide kommt dann nicht mehr in Not, sondern trinkt bereits aus ergiebigen Quellen.

Ohne Keimblätter begann die Seide im Frühlinge ihr Leben, ohne Blattgrün und Blätter kommt sie durch. Zwar sind die Blätter in kleinen Schuppen angedeutet, aber im Vergleich zu der Größe der Pflanze viel zu winzig, als daß sie Sonnenlicht als zum Leben wichtig auffangen könnten. Und auch auf den Umwühlungsbroach durch Blattgrün kann der Schmaroher verzichten; denn was er der Wirtspflanze raubt, ist ihm gerade mündgerecht. In ihm lebt einzig die Sorge, seine Art zu erhalten. Darum treibt er viele Blüten, die das Seidenkraut über und über bebeden, daß es die eigenen Blüten nicht entfalten kann. Aus den vielen Samenkörnern, die im Herbst reif an Boden fallen, wird die Frühlingssonne der Seide Kinder erwecken.

Solange die Seide mit Hilfe befüllt oder sich an Brennnesseln oder Eibmian genügen läßt, wird man von einem Schaden kaum reden können. Aber sobald sie auf Kulturboden gerät und sich auf Aes, Flachs oder Weiden festsetzt, mag der Bauer den Teufelszwirn wohl verwünschen und sich sorgen, wie er den Schädling beseitige. Am sichersten geht er noch, wenn er die befallenen Stellen tief umgräbt und tüchtig Erde hinaufwacht, damit die Seide samt ihrem Samen erstickt muß. Daneben mag er darauf achten, daß er nur reines Saatgut austreut und nicht gedanklos oder gleichgültig dazu beitrage, den Schädling selbst zu verbreiten.

Topographischer Volkshumor im Gebiete des Regierungsbezirks Stade.

Von J. J. Cordes (Bremerhaven).

Die Seele der Heimat und des Volkes zu suchen, das ist Aufgabe der Volkskunde. Wir verstehen darunter die formgebenden Grundkräfte, als deren Niederschlag und Gestaltwerdung uns die sachlichen und geistigen Volkstreisererscheinungen entgegentreten. Besonders die Sprache ist eine solche Einkörperung der Volksseele. In ihr spiegelt sich die Weisheit und das Gemüt am reinsten wieder. Het taal is het volk.

Wollen wir zu den Quellen des Wesens unseres Volkes vordringen, so müssen wir auch die scheinbar geringsten und einfachsten Gebilde volkstümlicher Schaffens und Regens in das Blickfeld unserer Betrachtung ziehen, um aus ihnen die Eigenart des Betrachtens und sein äußeres und inneres Verhältnis zu dem von ihm gewählten Objekt zu erkennen.

Die nachstehenden Ausführungen wollen Anregung geben, auch für unsere Heimat eine Zusammenstellung aller sprachlichen Neuerungen zu veranlassen, so weit sie zu Vertlichkeiten und Landschaften unseres Gebiets in Beziehung stehen. Für andere Bezirke, wie Schwaben und Deutsch-Böhmen, liegen die Ergebnisse solcher Erhebungen in umfassender Weise vor. Auch für Schleswig-Holstein ist eine erschöpfende Sammlung erfolgt und die Ernte in der Zeitschrift für Volkskunde, im „Urquell“, und in der Zeitschrift für niederdeutsche Sprachforschung niedergelegt.

Der Humor ist eine der hervortretendsten Eigenschaften im Wesen des Niedersächsen und auch des Bewohners der Gegend zwischen Elbe- und Wesermündung. Trotz seiner sonst so nüchternen, verschlossenen und zurückhaltenden Art. Wie der Leiter des Archivs für niedersächsische Volksliedforschung, Dr. Alpers-Celle, zeigt, tritt uns in den alten Volksliedern ein herber, düsterer, schwermütiger Ton entgegen; aus den neueren, noch lebenden (Burlala, Hinnerk van de Lammertstrat usw.) klingt jedoch als Grundakkord die Lust am Spott und Stecken hervor. Freilich nicht in beikender, schneidender und verletzender Form. Der niederdeutsche Humor ist wahr, treffend, kernig und oft auch — derb. Meist mit „trockener“ Miene vorgebracht, merkt man es dem Gesichtsspiel des „Kritikers“ nicht an, wie er sich innerlich „hög“.

Keiner hat diesen Wesenszug seiner Niedersachsen so gut erkannt wie G. M. Arndt. In seiner „Einleitung zu historischen Charakteristiken“ sagt er: „Dieser gutmütige Schalksinn, diese Anlage zur Naivität und Karikatur, die aus dem langsam bedächtigen Genuß der An-tät und Karikatur, die aus dem langsam bedächtigen Genuß der Anschauungen und Gedanken in vielfacher Umkehrung und vielseitiger Beleuchtung entsteht, geht selbst durch die Töne und Worte der niederländischen Sprache und findet sich in dem verwandten niederländischen Dialekt ebenso reich wieder, wo häufiger als in anderen Sprachen durch ein spaßhaftes Gegeneinanderhalten gefundener Ähnlichkeiten der Dinge die Benennungen der Dinge entstanden sind.“ Auch im „Geist der Zeit“ und im „Versuch in vergleichender Völkergeschichte“ tritt uns dieselbe Erkenntnis entgegen. Diese Freude am Vergleichen, Gegenüberstellen und Umkehren der Zustände und Erscheinungen äußert sich in den Schabernadspielen der jungen Burschen auf dem Lande und nimmt Ausdruck und Gestalt an in den Schöpfungen sprachlicher Volkskunst, in den Spitz- und Döselnamen, stehenden Redensarten, Sprichwörtern, Berufs- und Ortsnederreien und in den vielen Schwänken und Volksliedern. Gerade diese Eigenart verleiht der plattdeutschen Sprache mit ihrem sonst so herben Wesen jenen köstlichen Duft und jenen ansprechenden Schimmer, der uns immer und immer wieder in ihren Bann zieht. Ja, die in ihrer Ueber-treibung und Ueberschätzung eine Zeitlang sogar den in ihr liegenden Gemütswerten zu einer Gefahr zu werden drohte.

Die Lust am Spott und zu Koppereien scheint in einem gewissen Gegensatz zu der sonst so treu geübtesten Nachbarschaft zu stehen. Na-mentlich die sogenannten Rotnachbarn stehen meist in einer innigen Ge-meinschaft, wie sie sich bei Geburten, Hochzeit, in Krankheits- und Todes-fällen in so rührender Weise kundgibt. Dennoch verraten die Nachbarn reime, Dorf reime oder Ortslitanen — wie sie auch genannt werden —, daß die Spottlust auch nicht an Nachbarn, Freunden und Bekannten vorübergeht. Meistens sind sie jedoch harmloser Art und befolgen lediglich den Zweck, Merkwürdige für die Reihenfolge der Besichtigungen darzustellen.

De olle Peter Kruse
wohnt in dem bunten Huse;
sten Söhn, dat is'n Timmermann,
de schöne Hüser buen kann.

Slot em dot, seggt Claus Groth.
(Gemeint ist der 1835 gestorbene Großvater von Claus Groth.)
Se hett nix as luter lütte Sohns, seggt Brohms.
(Großvater des Komponisten Johs. Brahms.)

Weitergehend sind die Reime, die auf Einzelpersonen an-münzt sind:

Maid Schulz von'n Bullensee,
Kaisertum Vangenmoor,
de regiert de ganze Welt
mit den'n Wädelbüdel.
Da se nich den Wädelbüdel trüg'n,
wör Vangenmoor keen Kaisertum wahn.

Batter Jörn is besapen,
Batter Jörn het'n Brand,
Batter Jörn is inslapen
mit'n Kömbuddel inne Hand.

Die Spitz- oder Döselnamen verdanken irgendwelchen bei-

deren Erscheinungen in der Körperform, einer Angewohnheit oder einer Auffälligkeit in der sittlichen Lebensführung, der Sprache oder der Wirtschaftsform ihre Entstehung. Delun, oka (nord.) = vermehren. Also hinzugefügter Name = Weiname. Blattd. Vienom.

Delunamen erhalten nicht nur Einzelpersonen, sondern auch die Bewohner ganzer Landschaften, ja sogar Stämme und Völker. Es sei nur daran erinnert, wie wir im Kriege die Oesterreicher und Italiener nannten. Die Dithmarscher z. B. sind die „Speckschweizer“. Solche Stammesnederen sind blinder Hesse, dummer Schwabe, Bezeichnungen, die selbst wenn sie heute in erregter Rede vorgetragen werden, mit stillem Schmunzeln aufgenommen werden, weil sie keinen verletzenden oder beschimpfenden Beigeschmack tragen, wie „Dunnen“ oder „Boches“.

Zur Begründung der Delunamen entstanden überall Schnurren und Schwänke, die mit größtem Behagen in den Spinnstuben, Gasthäusern, auf Jahrmärkten, Schiffsfesten und bei Familienfesten weitergetragen wurden. Neben der angeborenen Spottlust verdanken sie ihre Entstehung auch einem einseitigen Lokalpatriotismus, der alles Fremdartige und Unbekannte für minderwertig hielt.

Wenig ist es bei den Verusnederen. Adel, Bauern, Schneider, Schuster, Schornsteinfeger, Barbier, Lehrer, Pastoren — sie alle müssen es sich gefallen lassen, ihr Tun und Treiben unter dem Glas der Karikatur vergrößert und vergrößert zu sehen. Jedes Land hat sein Nödera. Wie heißt es doch von Genua? — „Berge ohne Holz, Meere ohne Fische, Menschen ohne Treue, Weiber ohne Scham.“ Wie Södersee in Schweden, so sind in Deutschland Schilba, Schöppenstedt, Büsum, Wollwisch, Griesheim, Schwarzenborn und Teterow Zielscheiben der Spottlust.

Und warum sollten wir ärmer sein? Haben wir doch unser Bugtehude, Brameln (nach Schw. n. A.) und Sauwiege (nach Straderjan).

Wie solche Ortschaften zu ihrem Ruf gelangten? Die Verschiedenheit der Lebensgewohnheiten, des Dialekts, der Tracht, überhaupt der Sitten und Gebräuche, führte in der Zeit mittelalterlicher Vielstaaterei und der Verkehrsschwierigkeiten gar leicht zu Ueberhebungen auf der einen und zur Geringschätzung auf der anderen Seite. Ein Vorfall genügte, um zur Erdichtung und zu Uebertragungen anzuregen. Wie im Volksmunde das Leben allbekannter historischer Persönlichkeiten (der alte Fritz, Blücher, Wrangel) oftmals zu Kristallisationspunkten ganzer Schnurrengruppen wurden, so ergiebt es auch solchen Vertlichkeiten.

Und nun die Ortsnederen. Die Urheber sind in den meisten Fällen die sich neckenden und reizenden Jungburschen auf den Vergnügungstätten, die dadurch häufig genug zu Schauplätzen wilder Schlägereien wurden.

„Mens in de Welt, bloz keen Frau ut Neufeld.“

Das genügt! Die jungen Dörfler traten für ihre Tänzerinnen ein, und schon waren die Gegensätze da.

Wenn op'n Neufelder Markt keen dotflagen is, is't keen richtig Markt wesen.

In den Städten trugen die Kinder der einzelnen Kirchspiele (z. B. Hamburg) und auf dem Lande die Jungen einzelner Dörfer ganze Schlächten gegeneinander aus. Dabei flogen Neckreime und Schimpfprüche hin- und herüber.

Grönendieker,
(Grünendeich),
Pennenschiefer,
an Woter sünd se viel,
an Brot sünd se arm.

(Grünendeich an Elbe und Lübe gelegen, hat kein Aderland, weil das ganze Land mit Obstbäume bepflanzt ist.)
Weitere Belege.

I. Beispiele allgemeiner Art, in denen nicht Bezug genommen wird auf heimische Vertlichkeiten, sondern die auf historische Begebenheiten und Zustände oder auf geographische Sonderverhältnisse zurückzuführen sind:

Holland in Not —
Polnische Wirtschaft (Ehe) —
Dat kummt mi sponisch vor —
Nächter de swedischen Gardinen —
Leben as'n König in Frankriek —
Didenburger Ananas (Rüben) —
Medlenborger Snee (Sand) —
Medlenborger Sünn (Mond) —
Isländer (Schreier, Nördlichen = Grog) —
Gen lütt Polack (Nest im Gase) —
Belgoland is bald to sehn (Boden in der Flasche). —

II. Harmlose Charakterisierungen:

In Dagen sind se verwagen,
In Kasbrook (Cassebruch) sünd se drook;
ober in Driftseth weet se boscheed.
Ohlenbrook (Altenbruch) dat is de Kron,
De Worth (Lüdingworth) will of wol dohn (ist auch gut).
Neenkarlen (Neuenkirchen) is dat Kreiemest.

III. Marsch und Geest.

Der wirtschaftliche Gegensatz zwischen der reichen Marsch und der früher so armen Geest spricht sich in einer Reihe von Ortsnederen aus. Wie es herüberhallte, so flog es zurück:

a) Ober man jo von de allerbesten un allerchönsten; id bün'n Rehlinger Bier.

(So sagte der reiche Rehlinger mit stolzem Selbstbewußtsein beim Einkauf von Seidenstoffen in Hamburg.)

Sit, Jung, hier is de Marsch, un de ganze anner Welt is man Geest. Wat wullt du, dumme Jung, nu in de Welt moten?

(Der Marschbauer zu seinem reiseflustigen Sohne.)

Schellisch und Schulln,
de se in de Marsch nich wulln,
gling'n se mit no de Geest,
fret'n se as'n Weest.

In St. stoht se vor de Groddör un puhl mit'n Strohhalm twischen de Zähnen, dat de Marschuern glöbn schöt, se harn Fleesch äten.

b) In de Marsch, wo de Lüde nig to don hebbt, aber äten un süpen kunn as dat Weest....

Dag und Nach besapen,
Dact un Gudel apen,
vor'n Duse en grot Wahn (Bauernwahn),
so kann man de Wurster draven.

IV. Aus anderen Gebieten:

Wo geiht bi dat? — Nemmers op de Föt as de Dianner O.,
Nof's nich so twadellig.

Von Dag kott se nexn Bohnen, denn kring wi hier morgen de Rupp,
(D. h. heute „Lochen“ sie an der Niederelbe bei Euxhaven und morgen bekommen wir das Unwetter.)

Goh no Bugtehude, wo de Hund mit'n M. bollt un mit'n Swan Kartuffeln schellt. —

Broder, id un du,
wie goht no Bugtehud,
dör wöt wi in den Keller kruden
un wöt jüm all dat Weer utsupen
Broder, id un du,
wi goht no Bugtehud.

(So sangen früher die Sandverksburschen auf der Landstraße.)

V. Hamburg und Bremen.

Wullt du mol Bremen (Hambora) sehn? (Ummenscherz.)

Wenn dat lütt „Wenn“ nich wör, Hamborg all lang'n in'n Buddel wör.

Ich bün keen Bremer. (Ich lasse mir nichts vormachen.)

Watt ich bün, dar goht id wör, seggt de Ummen in Hamborg.

Dree is Bremer Rech.

Plah dör, hier bün id hin, id bün'n Hamburger Bürger!

(So sagt nach einem alten Schwurwort ein betrunkenen Hamburger zu einem im Rinnstein liegenden Altonaer, der sich noch eben auf Hamburger Gebiet hingelegt hat.)

Alleen.

Weest du, wo't is in de deepe Nacht,
Keen Minsch noch Engel an die denkt?
Wenn nimm's nach dien Gedanken frag
Und sid keen Dog in dien versenkt?
Wenn du keen eenen üm di heft,
Keen Hart op Gerden for di sleiht?
Un überall keen warmet Nest,
Wenn üm bi her de Stormwind weilt?
Weest du, wo't is: alleen?
Ganz mudderseelen alleen?!

Die Besiedelung der Lüneburger Heide.

Die Lüneburger Heide ist dünn bevölkert und besiedelt. Der Regierungsbezirk Lüneburg ist zwar der größte von den sechs Regierungsbezirken der Provinz Hannover, dennoch wird er aber an Bevölkerungsdichte von allen übrigen übertroffen. Die Kreise haben zum Teil eine Ausdehnung und Größe, wie wir sie in anderen Bezirken gar nicht kennen. Der größte Kreis des Regierungsbezirks Lüneburg, der Landkreis Celle, umfaßt rund 155 000 Hektar Fläche, auf ihr wohnen nach der letzten Volkszählung aber nur rund 46 000 Einwohner. Der zweitgrößte Kreis, Uelzen, hat einschließlich der Stadt Uelzen bei 144 600 Hektar Fläche rund 14 000 Menschen wohnen. Die dünne Besiedelung geht noch aus anderen Beispielen hervor. Im Heidekreise Celle findet man eine Reihe von Ortschaften bzw. Wohnplätzen, die selbst eine Gemeindegemeinschaft nicht bilden, sondern erst mit mehreren zusammen einer politischen Gemeinde zugehören. Dadurch erhalten diese Gemeinden eine außerordentlich große Ausdehnung. Z. B. die Gemeinde Weesen. Zu ihr gehören zehn Wohnplätze: Dehningshof, Giesten, Raakamb, Oberförsterei Miele, Lutterloh, Wiselhorn, Försterei Rehwinkel, Schrödershof, Seversloh und Theerhof. Zusammen umfassen diese Plätze eine Fläche von rund 6270 Hektar. Auf diesem Areal hätte eine Großstadt mit rund 500 000 Menschen Platz. Die Gemeinde Weesen aber zählt nur 416 Seelen. Für die Größe der Fläche von 6000 Hektar zwei Beispiele. Die größte Stadt des Regierungsbezirks Lüneburg, die Stadt Harburg ohne Wilhelmsburg, hat rund 1900 Hektar Fläche und 73 000 Einwohner. Das eigentliche Berlin vor dem Zusammenschluß zum Zweckverband Groß-Berlin war nicht größer als die Fläche der Landgemeinde Weesen. So gibt es im Landkreis Celle noch eine ganze Reihe von Gemeinden, die 2000, 3000 Hektar und mehr Flächeninhalt haben und dabei ganz außerordentlich schwach bevölkert sind. Diese Art der Besiedelung ist kulturgeschichtlich begründet. Der Boden, wilde Heide, durchsetzt mit Moor, eignete sich nicht überall für die Besiedelung. Eine Sesshaftmachung war an geeigneten Bodenstellen und an Flußläufen zur Anlage von Weiden möglich, aber begrenzt durch die Unfruchtbarkeit des Bodens. So erklärt sich die Zerstreuung der Einzelsiedlungen und die großen Entfernungen der Gemeinden von einander. Die neue Zeit mit ihrer Technik hat jedoch

auch in der Seide Einzug gehalten und die Urbarmachung von Seide und Moor schreitet vorwärts, neuen Bauernstellen gesicherte Existenz schaffend.

Von uralten Leuten.

Von Hans West.

F. Wundervoll alte Leute gibt's bei uns in den Dörfern und kleinen Nestern längs der Wasserkante — uralte Leuten! Und sie sind dortzulande keine Seltenheit; in jeder Gemeinde sieht man so ein paar Männlein und Weiblein, die so alt geworden sind, daß sie selbst längst das Mit-zählen ihrer Lebensjahre aufgaben. Nur der Pastor, der sie mit besonderer Liebe betreut, führt wohl gewissenhaft Buch. Denn eines Tages kommt er durch die kleine Pforte zum Häufel mit dem herzlichsten Gruß: „Nun sind Sie wieder ein Jahr älter geworden, Mutter Brinkmann...!“ Dann lächeln die Alten fröhlich; doch daß ihnen jemand etwas schenken könnte, kommt ihnen gar nicht mehr zum Bewußtsein. Es gibt wohl eine Lebensgrenze, jenseits deren auch Geschenke nichts mehr gelten.

An warmen Tagen hocken sie vor den Häuschen. Wenn sie beisammen sind, streiten sie bald. Doch sonst sitzen sie gebeugt und schauen stillvergnügt drein, wie das Leben vorüberzieht.

An dem Leben selbst haben sie eigentlich keinen Anteil mehr. Denn sie sind neunzig, manche gar hundert Jahre alt geworden — und so gucken sie nur noch zu, ohne das Heute noch zu verstehen. Eine Hundert-dreißjährige erzählte von den Dingen, die sie bewegten und beschäftigten — doch jene Dinge lagen dreißig Jahre zurück....

„Herr Pastor, hett mi'en Söhn all schräwen?“ Eine Sechszundneunzig-jährige fragt es, so oft sie des rührigen Seelsorgers ansichtig wird. Ein wenig traurig erzählt uns der Pastor die Geschichte. Jener Sohn ist in der Großstadt ein höherer Beamter. Die Gemeinde hat schon öfter an ihn geschrieben, daß er seiner alten Mutter einmal einen Brief und eine warme Decke sende. Sie friert immer nachts in ihrem Bett. Der Sohn hat gar nicht geantwortet....

Da ist Bassen-Varthel, der alte Fischer. Ist auch bald an die Hundert. „Na, Bassen-Varthel, immer noch frischhaft?“ begrüßen wir ihn.

„Jä, dat glänv id woll!“ lachte er glücklich. „Id krieg jo noch immer 'ne feine Rente; bei will id bei Pierls doch nich schenken...“

Die Schulken-Len wird nun sterben, hatte uns der Doorschulze gesagt. Fünfundneunzig ist sie alt und nichts mehr als Haut und Knochen. Seit Jahren bekommt sie monatlich 15 Mark; davon lebt sie. Gute Leute haben ihr Essen gebracht, aber sie rührt nichts mehr an. Am Tisch sitzend, dümmert sie vor dem Essen dahin.

Als wir eintreten, wird sie munter. Das hätte mit unserem Urlaub grad schön gepaßt, sagte sie. Denn am Sonnabend käme auch Georg, ihr Großneffe. Dieser, ein geschätzter Kunstmaler, ist ihre besondere Freude. Aber am Sonnabend sollten wir auch ja wiederkommen!

„Wenn wi all bisamen sünd, harr id doch am Sünabend schön Tied kunn starben...!“ sagte sie.

Ist's nicht, als ob der Tod den ganz alten Leuten milde ihren liebsten Wunsch gewährt? Am Sonnabend, als wir in ihrer kleinen Klausel alle um sie waren, ist die Schulken-Len dann still und lächelnd ausgestorbt.

Wir jagen dahin und wirken im lauten Tag. Doch wenn wir ein Weibchen bei unseren uralten Leuten rasten, ist es wohl wie kessles und frommes Gelächter aus verklärten Seherwinkeln!

Stwei Volksmärchen von der Unterweser.

(Schluß.)

Die Proben 2 bis 4 lauten bei Wiffer folgendermaßen:

„Dar up dee un dee Koppel,“ secht de Hauptmann, „dar is'n Bur to plögen biß Dag. Wenn du den'n de Offen vor de Bloog weg stehl'n launst, dat schall dat tweet Stüd wesen. Awer nich mit Gewalt! Doon schaff du em nids.“

„Ne, dat wil he denn ut nee.“

Nu hett dar 'n lütt Holt legen an de Koppel. Ut ut dat Holt is'n grootling herut lam'n; de öwer de Koppel gahn un denn na'n Weg herin. Do künmt he bi, de Spizbof un geiht an de annere Siet too na dat Holt herin, un dar fangt he si'n'n Gleiten an, as wenn'n Bagel flett. Un as hee 'ne Tüllang flett hett, do künmt he ut dat Holt herut un geiht so öwer de Koppel, as wenn he na'n Weg herin bögen wil.

De Bur — de is dor ja to plögen — as he em wahr ward, dar hölt he still un röppt em an: „Hör'n Se mal,“ secht he, „hebbt Se den Bagel eben fletten hört, dar in't Holt?“

„Ja wull,“ seggt he, „id heff em of sehn!“

„Wat weer dat einmal vor'n Bagel?“ secht de Bur. „Id kenn süß all de Bageln hier up uns Markt. Awer so'n heff id noch gar nee hört!“

„Jo, id weet ut neel!“ secht de annere, „dat weer so'n Bagel mit'n mitte Doß. Un he seel so stül; id kunn em fung'n hebben.“ Un dormit geiht he wieder.

Döwel, deult de Bur, denn'n schaff bi fang'n. De binn't dat Leid' an'n Bloogsteert, un dat je een.

So as de Bur in't Holt is, secht de Spizboof ihm, strängt de Offen at un treckt mit ehr weg. Un künmt je mit sin Offen bi'n Hauptmann an.

„Na ja,“ secht de Hauptmann, „dat weer dat tweet Stüd. Nu künmt dat drüdd.“

„Ja, wat he nu denn schaff?“

„Ja,“ secht he, „seer vum uns Lüd hett sid dat utlüttert: mor'n fröh,

denn künmt hier'n fein'n Herrn lant föhrn, de will dar und dar henl 'n Rutscher het he bi sid. Wenn du de beiden dat Fohrwart weg stehl'n launst, ohn' dem, dat du ehr wat deist, und ohn' dat se dar wat vun woher ward, dat schüll dat drüdd' Brovstlud wesen.“

„Wüllt mal sehn,“ seggt he.

Annern Morgen, nimmt he sin'n Säwel, un do geiht he hen un paßt up. Un as de Rutscher anhören künmt, do leggt he de Säwelscheid in'n Weg hen, as wenn ehr dar een verlorn hett. Un do springt he na't Holt herin un löppt dwer dör't Holt weg, na'n annern Enn' hen. Un dor leggt he den Säwel hen in'n Weg, un he stellt sich in't Holt achter'n Boom.

Wiltde künmt de Rutscher je anhören, un do süht de Rutscher de Scheid' dar je ligg'n.

„Süß, Herr,“ seggt he „dar licht'n hübsche Säwelscheid in'n Weg. De künmt wi uns je mitnehm'n.“

„Ja, wenn de Säwel dar ut bi weer,“ secht de Herr. „Awer wat wüllt wi mit de ol Scheed? Dar künmt wi je nids mit upstell'n! Föhr man to.“

Darmit fohrt se je wider, lat de Scheed' dar ligg'n.

As se um dat Holt herin bögt sünd, un se kamt bi den Säwel: „Süß, Herr, secht de Rutscher, dar licht de Säwel. Hadd'n wi nu de Scheed' man mitnam'n!“

„Ja, hadd'n wi dat man!“ secht de Herr. „Denn hadd'n wi nu'n schönen Säwel hatt.“

„D,“ secht de Rutscher, „de Herr kann de Beer jo man so lang' an-faten, denn lob id gan trüd un hal de Scheed' her.“

„Nee,“ secht de Herr, „alleen will id hier ne blieben. Id heff ori Geld bi mi; wenn hier mennimal schüll'n Röwers wesen in't Holt, dar will id mi nee usetten. Denn binn' de Beer hier man an'n Boom un haff denn en'n Strang ut. Denn gah wi beid' hen. Den Säwel künmt wi je man in'n Wagen legg'n.“

Wilt see wedder trüd gah un wüllt de Scheed' hal'n, wiltde de annere as'n Blich na'n Weg herin, halt den Strang an und binn't de Beer los. Un do in all'n Karrees mit dat Fohrwert weg. Un künmt dar je richtig mit bi sin'n Hauptmann an.

„So,“ secht de Hauptmann, „denn büß du nu Gesell!“

He is'n Halbjahrstik Gesell weß, do fragt he den Hauptmann, wat he keen Meister ward'n kann.

„Ja,“ secht de Hauptmann, „twee Hauptlud in een Wann', dat geiht nee, dat is to veel. Awer denn doch: Wenn he em um't Leben bring'n kann, ahn'n dem, dat he em wat beit — ne dot flagen un ne dot fieden un ne vergeben un nids — denn kann he Meister ward'n.“

Nu hett dar so'n glatten Boom stahn vor ehre Höhl, mit'n groten Bull, dar is de Hauptmann all' Morgen rin kladdert sid smidi to hol'n. Do künmt de Spizbof bi un löfft sid Wirdracht in de Stadt, dar makt he Sling'n vun un de stell't he haben in den Bull up. Annern Morgen, do hatt dat glattis't. Da rad't sin Lüd em af, den Hauptmann, dat ist to glatt, he kann to Mallör lam'n. He will awer ne vun sin Gewohnheit af, he kladdert doch herup. Un haben in den Bull stigt he vun ee'n Tang to'n annern. Nu sünd de Tang's je so glatt weß, un do rutscht he ut un kriecht den Kopp in de een'e Sling' un hängt sid up. De annere wüllt je rup un wüllt em los maken. Awer as se haben ankamt, do is he al dot. Un do ward de annere je Hauptmann. —

Bruchtlückeweise ist das Märchen schließlich noch aus dem Lande Wursten bekannt, und zwar sind hier nur die Proben 6 und 7 überliefert. Sie werden im Lande Wursten so erzählt:

Do se de König (nicht Graf!) to em: „No disse Nacht schaff du min Froo dat Hemd von Biß wegnehmen, anners lat id di obhangen.“ As dat nu blüster weer, gung de Jung (der Dieb ist hier noch jung) bi un mal of'n gedeligen Strobfierl un gung dormit unner das Finster, wo de König fleg; de harr sin Fro allens verstell und lurt mit'n loden Flint, he de Deef keen, un as nu de Jung den Strobfierl dör dat Finster fien let, reep de König: „Nit, dar is de Hund!“ — un schot em dör'n Kopp. Denn meen he aber, dat meer doch woll beter, wenn he em'n beten in-fleien de, dat dar ne wieder von Inadt warn kün, un gung' rut. De Jung aber stund dich an't Finster un harr allens mit anhört, un do ne litte Tid klopp he an't Finster un sä, ans wenn he de König weer: „Is man schad, dat he dot is. He is doch'n smuden Kerl! Nu gif mi gant din Hemd, dat he doch erlich in de Er künmt!“ Ja, sä de Königin, un langt em das Hemd ut Finster.

Den annern Morgen broch de Jung den König mit dat Hemd von de Königin, un de König meen, dat har he ja richtig kunt; aber in disse Nacht schüll he den Pap un Rister in'n Sad stelen un in Nook op-hangen, anders let he em ophängen. Nu gung de Jung denn bi un kofb sid'n 'ganzen Gumpel litte Lichter, un ans dat Nacht weer, gung he op den Markhof un stel op jedes Gradv 'n Licht un sticht se an. Un nu fung he bannig an to luten, un ans dat in'n Dorp lebendig wiir, sung he:

„Seht ist der jüngste Tag.“

„Wer mit wül in den Himmel 'nein,“

Der frucht in diesen Sad hinein!“

Na, nu keen'n denn all de Lüd antolopen, wat se man kunn, un jeder wüll de erste ween in den Sad. Aber de Jung reep: „Die Geistlichkeit muß voran!“ Do leiten de Lüd den Pap un den Rister na vorn, un de beiden krogen gan in den Sad. Do bund de Jung den Sad to un tog mit jem af, un as he an't groten Waterpool kem, sä he: „Seht geht's durch's Rote Meer!“, un ans he mit jem in'n Schoften fleg, reep he: „Seht geht's die Himmelleiter hinauf!“ un dar hung he den Sad ob un let jem bet kon annern Morgen hangen. —